Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 14 (1924)

Heft: 28

Artikel: Meister Hansjakob, der Chorstuhlschnitzer von Wettingen [Fortsetzung]

Autor: Vögtlin, Adolf

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-640367

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 28 — XIV. Jahrgang | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | Bern, den 12. Juli 1924

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Heimliche Verheißung.

Von Alfred Huggenberger.

Ich hört ein Glöcklein läuten —
Von wannen kam der Ton?
Frag' ich bei klugen Leuten,
Sie wissen nichts davon.

Ein Vöglein hört ich singen,
Verborgen im dunkeln Hain,
Ein süßes heimliches Klingen,
Ging wie ein Märchen mir ein.

Das arme Herz will hoffen!
Hinter der Wetterwand
Sieht es den Himmel offen
Und staunt in verheißenes Land.

Zweifel und Not, die zweie,
Ackern der Seele Grund.

Hoffnung ist Himmelstreue,
Macht unsere Sinne gesund.

(Aus „Lebenstreue".)

Meister Hansjakob, der Chorstuhlschnitzer von Wettingen.

Kulturgeschichtliche Novelle von Adolf Vögtlin. 23

Die Klosterbrüder aber gingen mit wahrer Andacht zur Frühmesse, und es war eine Erbauung und ein Trost für Petrus, wenn er sie, nachdem er zuvor seinen durch ganz vortretende Säulen ausgezeichneten Sitz eingenommen, gesenkten Hauptes, mit der brennenden Kerze in der Hand, durch die Kirchendämmerung in den Chor schreiten sah, um als weiße Schwäne in die warmbraunen Nester der Bestuhlung sich einzunisten. Und wenn dann ihr weihevoller Gesang trotz der schaurigen Morgenluft mit Macht in die Höhe quoll, sagte sich der Abt, daß ihn die Liebe Frau selber geleitet haben müsse, als er diesen so Wunderbares wirkenden Meister für Wettingen gewann.

Hansjakob aber arbeitete in der Stille seines Gemaches über die Festzeit mit Fieberhast, zeichnete eine Unzahl von Figuren und Ornamenten, nach denen die Gesellen während seines Urlaubes in Zürich arbeiten sollten; nicht nur in freudiger Erregung über das Gelingen der ersten Hälfte seines großen Werkes, sondern durch Botschaften von Zürich angespornt. Dort war nämlich ein Umschwung der Verhältnisse eingetreten. Die Feinde Großmanns im Rate, welche denselben der Verräterei und Bestechung bezichtigt und seine Absetzung erzwungen hatten, mußten die Aufrichtigkeit und Amtstreue des Bürgermeisters anerkennen, als derselbe auf der Tagsatzung zu Baden trotz der Geschenke, welche er von Heinrich dem Vierten aus gebührender Höflichkeit angenommen, so wirkungsvoll gegen eine Verbindung mit dem König sprach. Das Volk brachte dem Verunglimpften eine ihn von allem Verdachte reinigende Huldigung dar und erzwang seine Wiedereinsetzung. So hatte Hansjakob neuerdings einen Hort und einen Rückhalt für all seine Unternehmungen.

Auch Schwerter hatte ihm mehrere Botschaften zukommen lassen. Seit seiner Flucht aus Baden über den Grat des Lagerberges, wodurch er den Häschern entronnen, welche nur die Wege im Zürcher Gebiet besetzt hatten, nicht aber das Dickicht des schroffen Berges, wo er eine Zeitlang in Ohnmacht gelegen, sei er beim Bürgermeister gut aufgehoben. Dieser habe selber viel erduldet, sei aber jetzt in seinen Ehren vollkommen hergestellt. Er, Schwerter, habe vom ersten Pfarrer am St. Peter in Zürich die Ordination als protestantischer Priester empfangen und sei ausersehen, an der Grenze des Zürcher Gebietes gegen Zug hin ein geistliches Bollwerk gegen den Katholismus zu errichten. Er erhalte nämlich die Pfarrstelle in Hausen, dem Geburtsorte Magdalenas, welche einst auch der große Bullinger innegehabt habe. Mit einer Anspielung auf Hansjakobs Verhältnis zu Magdalena erklärte er sich auch bereit, seine Operationen bis gegen Frauenthal hin auszudehnen, wenn er dort etwas für sie tun könne. Hansjakob brauche keine Uebergriffe von seiner Seite in das Recht des Verlobten zu befürchten, da er, Schwerter, vollkommen gefeit sei gegen Liebesabenteuer, denn er heirate binnen kürzester Frist des Bürgermeisters Töchterlein, und wenn der Meister rechtzeitig nach Zürich komme, wie es vom Bürgermeister erwartet werde, sei er auf Treu und Güte zur Hochzeit eingeladen, wofür es ihm jetzt schon erlaubt sei, ein Ehebett zu schnitzen als Gegendienst.

Das war eine nagelneue Nachricht für Hansjakob. Denn

seit seiner Flucht hatte ihn Schwerter wohl oft benachrichtigt, aber sein ganzes Verhältnis zu Agatha im Dunkeln gelassen. Wahrscheinlich wollte er seiner Sache erst ganz sicher sein.

In einer Nachschrift zu Schwerters Brief stand, er, der Schreiber, habe vernommen, daß der Abt von Wettingen mit all seiner Macht daran treibe, daß Zürich den Gotteslästerer Schwerter an den Rat zu Baden behufs Verurteilung ausliefere und daß Petrus gesonnen sei, den Handel sogar vor die Tagsatzung zu bringen, da Zürich keine Miene mache, der Forderung Folge zu geben. Er, der Schreiber, hätte jetzt freilich Zeit und Gelegenheit, sein Leben zu retten; allein die sonstigen Lebensaussichten stünden nun so, daß er gerne im Lande bliebe. Hansjakob möge doch dem Abt auf den Zahn fühlen und sehen, ob er wirklich so bärbissig sei.

Diese neuen Kunden wirkten ermutigend auf Hansjakob ein. Wenn dieser so arg bedrohte Mann, sein Freund, so guter Dinge war, warum sollte er es nicht noch mehr sein? Er beging kein Kapitalverbrechen, ihm konnte es nicht den Kopf kosten, wenn er Magdalena entführte, da solche Räubereien immer im Einverständnis beider Parteien geschehen. Auch war er des bürgermeisterlichen Schutzes sicher. Er hatte also nur eine kühne Befreiung zu wagen, allerdings unter der stillschweigenden, aber entscheidenden Voraussetzung, daß Magdalena damit einverstanden sein könne.

Ihm schien freilich die Behandlung, welche der Abt ihr hatte zuteil werden lassen, und die tückische Enterbung vollkommen genügend, um ihre Freimachung von den geistlichen Banden zu rechtfertigen. Ihr aber nicht; und das war das Schlimme. Hingegen dachte er wohl auch bei sich: Wenn sie mich wahrhaft liebt, wird sie mein Wagnis schon um der Liebe willen entschuldigen und sich ins Mißliche finden.

XIV.

Am lustigen Berchtoldstag, da das Volk allerorten das neue Jahr antanzte, zog des frühen Morgens ein einsamer Wanderer die schneebedeckte Straße von Baden gen Zürich. Als er vor dem schön und hoch gelegenen Dorf Höngg angekommen war, hielt er an und schaute fast wehmütigen Blickes am Albis vorbei ins Knonaueramt hinauf; er suchte nach dem schlanken Kirchturm eines Frauenklosters und schaute und schaute; aber vergebens. Doch setzte er den Wanderstab erst weiter, als ihm die Füße kalt wurden. Aus der Stadt Zürich sah er eine Menge feiner Rauchsäulen in die kalte Winterluft steigen, so daß der See nur wie durch einen grauen Schleier hindurchblinkte. Die Zürcher kochten die Mittagssuppe. Der Wanderer beeilte sich, auch noch etwas wärmendes zu erhaschen.

Bürgermeister Großmann war eben von einer kurzen Ratssitzung nach Hause gekommen und schnallte behaglich seinen Degengurt auf, um ihn an die Wand zu hängen und unbehindert durch das steife Kriegsgeschirr sein Mittagsmahl einzunehmen. Er hatte einen heißen Kopf heimgebracht, und so öffnete er denn das Erkerfensterlein, um die Zimmerluft etwas abzukühlen. Plötzlich machte er eine grüßende Geberde auf die Gasse hinab; dann verließ er eilig das Zimmer und führte nach wenigen Augenblicken jenen stattlichen Wanderer herein, welchen auch Agatha mit vieler Herzlichkeit als einen alten Bekannten begrüßte. Sie ihrerseits nahm unter freudigem Aufleuchten ihrer Augen seine Beglückwünschung zu ihrer Verlobung entgegen.

„So haben wir Euch denn, Meister, und lassen Euch erst wieder los, wenn es Euch nicht mehr gefällt bei uns!" sagte Großmann mit aufrichtiger Heiterkeit zu dem Ankömmling, indem er ihn rechts neben sich an den dampfenden Tisch zum Sitzen einlud, während das Fräulein zu Vaters linker Hand dem Gaste ein anmutiges Gegenüber darbot.

„Das dürfte lange anstehen, gestrenger Herr Bürgermeister!" lachte Hansjakob, „und dies hier wird mein Arbeitsfeld sein!" leitete er die sachliche Unterhaltung ein, indem er auf das etwas eintönige Getäfel und die gewölbte Zimmerdecke hinwies.

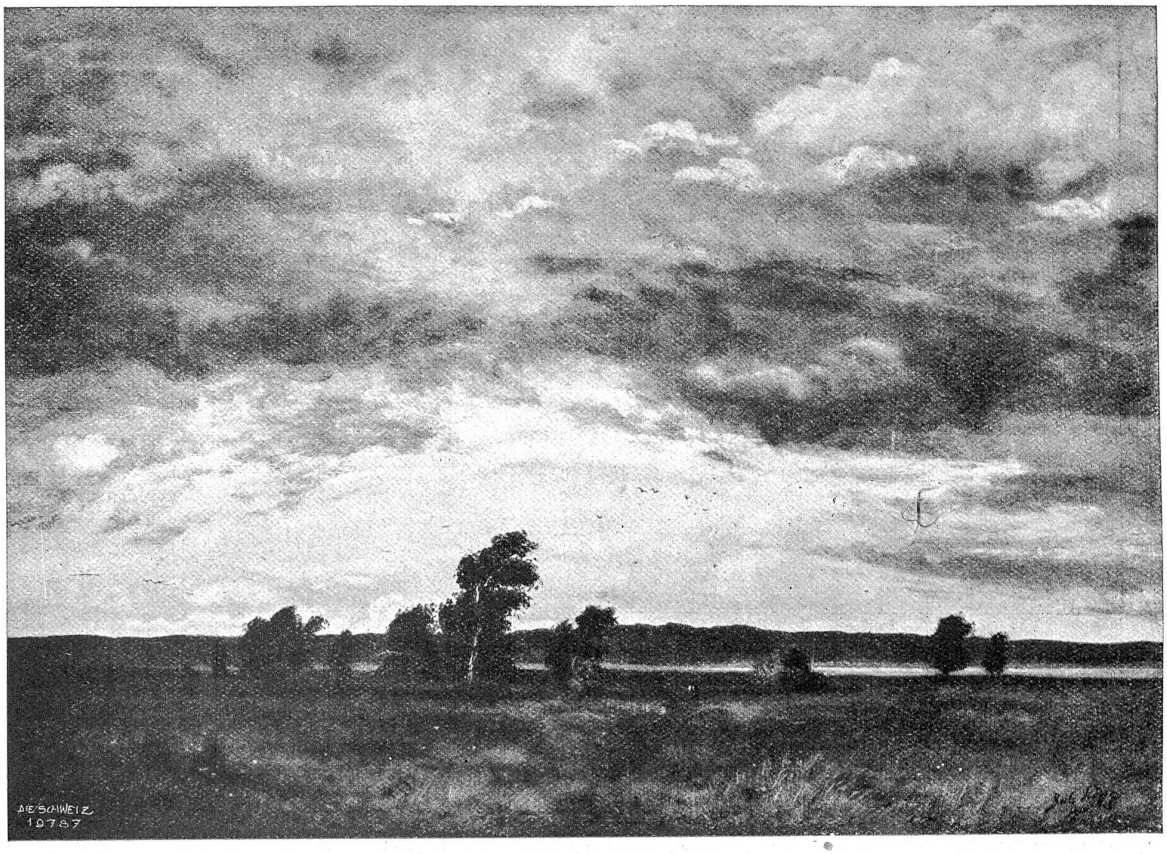
Indessen hatte das Fräulein die Hände zum Beten gefaltet. Als es stille geworden, sprach sie ein kurzes Tischgebet, nicht ohne dabei einen verstohlenen Viertelsblick nach Hansjakob hinüber zu werfen, um zu sehen, ob er auch mitbete. Wirklich hielt dieser die Hände ebenfalls andächtig gefaltet; und doch war er katholisch. Da hatte er schon einen Stein im Brett bei ihr, und sie nahm sich vor, ihm schon dieser Verträglichkeit wegen den Aufenthalt im Bürgermeisterhaus recht heimelig zu machen.

„Ich kann Euch mit hoher Freude verkünden", nahm der Bürgermeister das Gespräch wieder auf, „daß die Zunft zu Zimmerleuten gegen Euren Arbeitsbetrieb in unserer Stadt nichts einwendet, so lange Ihr denselben auf mein Haus beschränkt. Sie verlangt auch keine Steuer für die Bewilligung, wünscht dagegen von Euch ein kleines Probestück Eurer Kunst als kleines Entgelt in ihre Zunftstube gestiftet zu erhalten. — Das werdet Ihr den freundlichen Zimmerleuten nicht abschlagen."

„Gewiß nicht, Herr Bürgermeister. Ich werde ihr Entgegenkommen nach Kräften schätzen."

„Auch ist jeder der Zunft bereit, später die Roharbeiten bei der Ausführung Eures Planes zu besorgen, während ich Euch für Eure Kunstübung die helle und geräumige „Laube" anweisen möchte."

Schon am folgenden Tage arbeitete Hansjakob an seinen Entwürfen, nachdem er die nötigen Messungen vorgenommen hatte. Zur Abwechslung begann er daneben in seinen Mußestunden das Ehrengeschenk für die Zimmerleuten. Es war in seiner Art wieder ein Meisterstück, welches den Bürgermeister und sein Töchterlein, die es oft insgeheim betrachteten, zu wohltuendem Lachen reizte: Ein bärtiger, aber noch kraftvoller Einsiedel in weniger als halber Lebensgröße saß auf seiner Pritsche, das aufgeschlagene Gebetbuch auf seinen Knien; allein unter dem gewaltigen Gebetbuch hervor guckte ein üppiges Weiblein, welches das Buch mit seinen beiden Händen hielt, und suchte die Blicke des Einsiedels von den frommen Sprüchen ab und auf seine eigenen verführerischen Reize hinzulenken; der Einsiedel aber widerstand und wandte sich von Buch und Weiblein ab, indem er seine Augen in die Ferne richtete, woher er vielleicht die Hilfe der Jungfrau Maria erwartete oder sonst eines Heiligen, der ihn in seinen guten, entsagungsvollen Vor-



Balz Stäger. — Am Zürichsee.

sätzen bestärkte und ihm die versucherischen Angriffe des lockenden Weibleins abwehren half.

„Woher habt Ihr nur dieses lustige Motiv?" fragte der neugierige Bürgermeister.

Hansjakob wehrte sich, so gut es anging, den Schleier von dem Geheimnis zu lüften, welches dem lebensvollen Stücke zugrunde lag; als er jedoch beobachtete, wie der Bürgermeister sein Schweigen als auf Mißtrauen beruhend ansah, sich sichtlich gekränkt fühlte und seinerseits zurückhaltend wurde, konnte er nicht anders, als ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit die nächtliche Szene im Weiberhaus zu Wettingen schildern.

„Was sagt Ihr?... Das Klosterfaß hat um die Lilie geworben?" rief der Bürgermeister in seiner Erregung aus, der man es wohl anmerkte, daß er sich durch die Handlungsweise des Abtes in seiner eigenen Ehre verletzt fühlte, weil diejenige durch denselben beleidigt worden war, der er seine zweite Liebe geschenkt hatte. Doch mußte er sich bald sagen, daß er sich unnötig ereifere und derjenige, welcher vor ihm stand, vielleicht gründlichere Anrechte auf das gefährdete Gut habe als er, wie das seinem scharfen Auge bei der Prozession in Wettingen nicht hatte entgehen können.

„Ihr werdet ihn des Rechten gewiesen haben, das denke ich mir!" lachte er.

„Das hat sie selber besorgt und ihm höflich die Tür gewiesen!"

„Da werdet ihr beide aber doppelt auf der Hut sein müssen: wenn der Tiger gereizt wird, ist er grausam."

Hansjakob stutzte, da der Bürgermeister durch diese Anrede die Gemeinschaftlichkeit seiner und Magdalenas Sache andeutete.

„Verzeiht mir, Meister, es fuhr so heraus!"

„Ich habe nichts zu verzeihen; es ist mir sogar recht lieb, daß Ihr meine Angelegenheiten berührt habt, ich schöpfe daraus die Hoffnung, daß ich vielleicht einmal auf Eure mir so wichtige Teilnahme rechnen kann; denn offen, aber unter uns gestanden — wenn Ihr, gestrenger Bürgermeister, meine Vertraulichkeit erlaubt —"

„Sie freut mich, Meister, gewiß!"

„Ich habe die feste Absicht, Magdalena von Hausen zu meinem Weib zu machen, wozu mir einstweilen freilich noch ihre Einwilligung fehlt — nicht ihre Neigung. Aber ein Heim fehlt mir noch, oder was mir für's Erste noch mehr ist, ein Schutz- und Zufluchtsort. Wenn ich den habe, und mir ihre Befreiung gelungen ist, wird es an jenem und allem Nötigen nicht fehlen."

„Wenn Ihr des Schutzes bedürftig seid, hier ist ein Asyl. Dessen tröstet Euch. Meine Tochter, zu deren Hochzeit ich Euch ebenfalls laden wollte, zieht bald hinüber gen Hausen, um Frau Pfarrerin zu werden; was schickt sich besser, als daß, wie bei einem leeren Vogelnest, ein neues Pärchen einzieht, wenn das alte sich verflogen hat?"

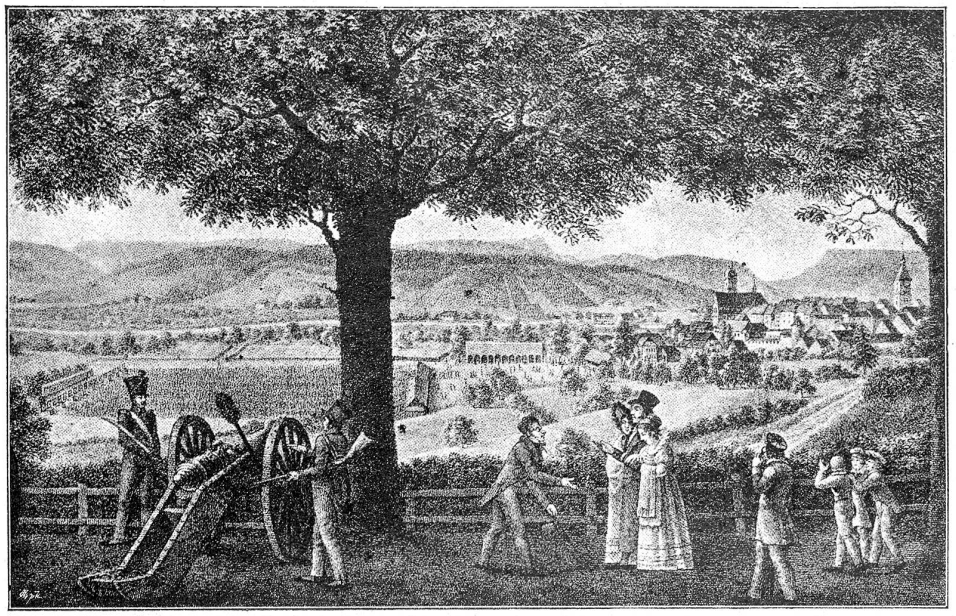
Er faßte des Meisters Hand und schüttelte sie treuherzig. —

„Und wenn dann die Brutzeit kommt, da man sich gern ein eigenes Nest einrichtet, so wird die Stadt Zürich dem Künstler aus dem zugewandten Bünden ohne Zögern eine Stätte überlassen: leicht könnt Ihr Bürger werden. Im übrigen bin ich froh, an Euch einen Bundesgenossen zu gewinnen gegen den gewalttätigen Abt, mit dem ich auch eine kleine Fehde auszufechten habe."

So leicht hatte sich Hansjakob die Sache nicht gedacht. Jetzt aber, da die mißliche Angelegenheit geregelt war, fand er nichts Uebernatürliches in der ungeahnt leichten Lösung der ernsten Schwierigkeit, die ihm zu seinem in der Ferne sternhaft leuchtenden Doppelglück im Wege stand.

Als Hansjakob dem Bürgermeister zum Dank die Hand küssen wollte, zog dieser sie fast unwillig zurück.

„Ei was, Flausen! Ich diene Euch mit eben der Lust,



Vom ersten Eidg. Schützenfest in Aarau vor 100 Jahren (1824).

als Ihr mir dient, und ich schätze in Euch neben dem Künstler, dem ich hold bin, den ebenbürtigen Mann."

Eine neue Nachricht Schwerters, der zu seiner Braut auf Besuch kam, erfüllte den Meister mit neuem Unternehmungsmut.

Magdalenas Mutter, die sich von ihrer Schwermut und Schwachsinnigkeit zusehends erhole, habe ihn kürzlich, als ihr geistlicher Verwalter, der frühere Guardian von Frauenthal, abwesend war, zu sich rufen lassen. Voll Eifer sei er in das auf der Zugergrenze hoch droben im Sihlwald gelegene Rittergut geeilt, im Glauben, es handle sich um ein geistliches Bedürfnis, vielleicht sogar um eine Bekehrung zum Protestantismus. Er sei aber ganz verdutzt gewesen, als ihn die Herrin von Hausen um einen ganz andern Beistand gebeten, da sie von ihm als einem redlichen Manne habe reden hören, zu dem sie Vertrauen gefaßt und dessen Predigt sie sogar besucht habe, trotzdem sie katholisch sei. Im Verlaufe des Gesprächs habe sie ihm verraten, daß sie glaube, den Mönchen in die Hände gefallen zu sein, von denen sie wieder befreit sein möchte. Sie habe das Gefühl, daß ihr Sohn nicht ertrunken; auch lebe es in ihr wie eine blasse Erinnerung, daß der Guardian einst einen Brief von ihrem Sohne erhalten habe, der auf einem Schlosse in der Nähe von Sondrio im Valtellin als Junker hause.

„In Sondrio, richtig!" rief Hansjakob mit Feuer aus, — „dort muß ich ihn gesehen haben."

(Fortsetzung folgt.)

Das erste eidgenössische Schützenfest in Aarau, 7. bis 12. Juni 1824.*)

Es ist kein Zufall, daß die ersten eidgenössischen Feste in Aarau gefeiert wurden. — Der junge Aargau, im frohen Bewußtsein der erworbenen Freiheit und Unabhängigkeit, strebte mächtig in die Höhe. Die Nachwehen des bösen Kriegsjahres 1799 waren überwunden, die drei Kantonsteile: bernischer Aargau, Kanton Baden und Fricktal, so verschieden nach Geschichte, Religion und Volkscharakter, waren seit 1803 vereinigt und fanden sich zu gemeinsamer Kulturarbeit zusammen. Wie es hier in kleinem Rahmen gelungen war, verschiedene Interessen und Neigungen auf ein Ziel zu richten, so erwuchs auch der Gedanke, es in größerem Maßstabe, auf eidgenössischem Boden nachzumachen. In Aarau lebte immer noch der Funke der Begeisterung für die schweizerische Einheitsrepublik, die es einst, wenn auch nur für wenige Monate, zur ersten Hauptstadt der Schweiz erhoben hatte.

Seit der Gründung des Kantons hatten sich die Schützen desselben in zahlreichen Gemeinde- und Bezirksverbänden zusammengeschlossen, und dann auch eine kantonale Schützengesellschaft gegründet, die im Jahre 1822 ihr erstes größeres Freischießen in Aarau abhielt. An diesem Feste kam zum erstenmal die Gründung eines eidgenössischen Schützenvereins zur Sprache. Der Aarauer Schützenmeister Schmid-Guiot, ein flotter Schütze und aufrechter, freisinniger Eidgenosse, erklärte mit zündenden Worten, über die Kantonsgrenzen hinweg müssen sich alle guten Schweizer die Hände reichen, und Deutsch und Welsch müsse sich vereinigen zum Wohl des gemeinsamen Vaterlandes. Er selber, mit einer feingebildeten Französin vermählt, hatte ja diese Aufgabe der Vereinigung der beiden Volksstämme in seiner eigenen Familie auf die glücklichste Weise gelöst und vorgelebt.

Die Idee schlug ein. Er erhielt den Auftrag, die Vorarbeiten zu einem eidgenössischen Schießen an die Hand zu nehmen. Im Jahre 1823 wurde ein Ausschuß von 7 Mitgliedern gewählt und beschlossen:

1. Die Mitglieder der Schützengesellschaft gründen ein Aktienkapital von Fr. 10,000 mittelst Aktien von Fr. 200 bis Fr. 400.
2. Die Regierung ist um Genehmigung des Schießens und um eine Unterstützung durch eine Geldgabe zu ersuchen.
3. Auf gleiche Weise ist der Stadtrat von Aarau anzugehen.

Schon zwei Tage später waren sämtliche Aktien gezeichnet. Die Regierung nahm das Gesuch wohlwollend auf. Sie übertrug ihrer Militärkommission die Oberleitung des ersten eidgenössischen Freischießens und erteilte ihr den Auftrag, die militärischen Behörden aller Kantone von dem eidgenössischen Vorhaben in Kenntnis zu setzen und durch ihre Vermittlung zu bewirken, daß das erste Nationalfest zahlreich besucht werde. Zugleich bestimmte die Militärkommission zwei Kanonen mit Schießzeug, Zelten und Kochgeschirr aus dem Zeughaus und erwirkte die Einberufung der notwendigen Artilleristen auf Kosten des Staates. Endlich bewilligte die Regierung Fr. 600 in neuen Talern als Ehrengabe in die Tellenscheibe.

Der Stadtrat von Aarau erklärte ebenfalls seine freudige Zustimmung zu dem vaterländischen Unternehmen, versprach die Mithilfe des städtischen Bauamtes zur Aufstellung der Scheiben und schenkte Fr. 300 in die Tellenscheibe.

Als festleitender Ausschuß wurden ernannt: Regierungsrat Rothpletz als Präsident, Artillerie-Hauptmann Herzog als Seckelmeister, Artillerie-Oberstlieutenant Bär als Se-

*) Quellen: „Schweizerbote". Aug. Feierabends „Zur Erinnerung an die eidgenössischen Schützenfeste".